

damals geschah« (S. 181 f.). Von besonderer Bedeutung sind auch folgende Beiträge: Ernst Bammel: Zum Testimonium Flavianum (S. 9–22); Otto Betz: Das Problem des Wunders bei Flavius Josephus im Vergleich zum Wunderproblem bei den Rabbinen und im Johannesevangelium (S. 23–44); Matthew Black: Judas of Galilee and Josephus's ›Fourth Philosophy‹ (S. 45–54); Marianus de Jonge: Josephus und die Zukunftserwartungen seines Volkes (S. 205–219); Jürgen C. H. Lebram: Der Idealstaat der Juden (S. 233–253); Gustav Stählin: Das Schicksal im NT und bei Josephus (S. 319–343). Es ist weithin eine Ermessensfrage, welche Josephus-Probleme noch zu behandeln gewesen wären. Wenn man allerdings den bedeutsamen Artikel von David Flusser: Der lateinische Josephus und der hebräische Josippon, S. 122–132, liest, fragt man sich, weshalb nicht auch die slawische Version des Josephus in diesen erstrangigen, für die kommende Forschung unentbehrlichen Josephus-Studien behandelt wurde. Clemens Thoma

LUDWIG BLAU: Das altjüdische Zauberwesen. Graz-Austria 1974. Akademische Druck- und Verlagsanstalt. 168 Seiten.

Es ist sicher zu begrüßen, dass ein Neudruck dieser bereits 1898 erschienenen Studie des bedeutenden ungarischen Religionswissenschaftlers erfolgt ist, nur sollte man wissen, dass seitdem die Forschung um mehr als 85 Jahre weitergegangen ist. Auch gibt es seit 1939 – und dann verschiedentlich wieder aufgelegt – das vorzügliche Buch von J. Trachtenberg, *Jewish Magic and Superstition, a Study in Folk Religion*. Im Unterschied zu L. Blau berücksichtigte der leider allzu früh verstorbene J. Trachtenberg auch die Kabbala. Immerhin war es L. Blau, der als einer der ersten systematisch die rabbinische Literatur (im vorliegenden Buch vor allem den Talmud) auf Volksglauben aller Art untersucht hat und gewiss bahnbrechend gewesen ist. Wenn das vorliegende Buch daher heute bestenfalls nur als eine erste Einführung dienen kann, so liegt dies vor allem daran, dass inzwischen ungemein viel Material hinzugekommen ist, von den aramäischen Zauberschalen bis zum Sefer Chassidim, das besonders reich an Volksglauben und religionsgeschichtlich relevantem Material ist. Auch ist seither das religionsgeschichtliche Material über die Dämonen ungleich ausgedehnter untersucht worden, als dies in den Tagen L. Blaus der Fall war. Über ganze Gebiete gibt es inzwischen eine wissenschaftliche Literatur (etwa über talmudische Medizin), ähnliches gilt für die Untersuchung der Amulette, die von der Kabbala nicht zu trennen sind.

Immerhin ist auch heute noch die Lektüre dieses Buches faszinierend, und man denkt in Dankbarkeit eines Mannes wie L. Blau, der den Sinn für die jüdische Religionsgeschichte geschärft und selbst viel dazu beigetragen hat. E. L. Ehrlich

MARTIN BUBER: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten. III: 1938 bis 1965. Heidelberg 1975. Verlag Lambert Schneider. 713 Seiten.

Im Herbst 1975 erschien der seit langem angekündigte 3. Band der Briefe von und an Martin Buber. Mit ihm ist das Briefwerk abgeschlossen. Und man darf an dieser Stelle zunächst einmal der Herausgeberin Grete Schaeder für die grosse Mühe und Sorgfalt danken, die sie durch Jahre hindurch darauf verwendet hat, diese Zeugnisse zugänglich zu machen. Der Verlag, unterstützt von einer ganzen Reihe von Stiftungen, hat auch dem letzten Band an Ausstattung nichts fehlen lassen.

Der Band wird von vielen Seiten Lob erfahren. Wenn im FR an ihn dennoch auch einige kritische Fragen gerichtet werden, so deshalb, weil solche Fragen, die um der Sache willen nötig erscheinen, im FR am ehesten nicht missverstanden werden.

So kann man sich angesichts des gerade in diesem 3. Band unverhältnismässig hohen Anteils von Briefen an Buber zunächst einmal fragen, ob hier nicht des Guten zuviel getan und das an sich richtige Prinzip der Rezeptionsdokumentation (vgl. FR XXVI/1974, S. 99) überstrapaziert wurde. Man wird nicht leugnen können, dass einige der Briefe an Buber von Rang sind und wert, dass der Leser sie zur Kenntnis nimmt. Bei vielen anderen muss der Leser jedoch solches, was bloss für den Tag Bedeutung hatte oder gar bloss von der Redseligkeit der Briefpartner Zeugnis gibt, in Kauf nehmen. Was beabsichtigte die Herausgeberin mit diesem Vorgehen? Offensichtlich wollte sie im Sinne einer literarhistorischen Akribie vollständig sein. Aber warum enthält die Sammlung dann z. B. keinen einzigen der Briefe, die zwischen Martin Buber und Paula Buber in dieser überaus bewegten Epoche gewechselt wurden? Gibt es solche Briefe nicht? Warum wurden so viele Briefe abgedruckt, auf die Buber nie geantwortet hat?

Befremdlich erscheint auch, dass griechische oder englische Worte, die in deutsch geschriebenen Briefen auftauchen, griechisch oder englisch belassen wurden, hingegen im gleichen Falle hebräische Worte nur übersetzt wiedergegeben werden. Dass die Herausgeberin vollständige hebräische Briefe übersetzen liess, ist verständlich. Dass sie hingegen dort, wo es Buber oder seinen Partnern darauf ankam, in einem deutschen Text auf ein hebräisches Wort als *hebräisches* aufmerksam zu machen, dieses Wort eliminiert, ist unverständlich. Hier wollte man es offensichtlich dem Leser »bequem« machen und verspielte dadurch die gerade in diesem Falle wichtige Chance der Begegnung. Gerade bei den Briefen des 3. Bandes, die Buber aus Jerusalem und als Bürger Israels schrieb, fällt das besonders auf.

Die Verehrung für das Werk Bubers spricht aus fast allen Briefen, die an Buber gerichtet wurden. Und insofern die Briefschreiber ernsthafte Fragen an Buber richten, geschieht durch die Antwort sehr häufig eine wertvolle Klärung des einen oder anderen Details der entscheidenden Gedanken Bubers. Wer sich künftig mit den Schriften zum dialogischen Prinzip befasst, wird etwa für Einsichten, die er aus Bubers Briefwechsel mit Hans Trüb gewinnt, dankbar sein. Und er wird mit Interesse die Korrespondenz lesen, die Buber anlässlich seiner Gastvorlesungen in den Vereinigten Staaten mit Psychoanalytikern, Philosophen und jüdischen Denkern führte.

Sollte man sagen, welche Briefe uns in unserer heutigen Situation am meisten berühren, so sind es vielleicht die, welche davon Zeugnis geben, wie intensiv sich Buber gemeinsam mit einem Kreis von Freunden immer wieder für die jüdisch-arabische Verständigung eingesetzt hat. Hier vor allem leuchtet uns gerade in diesen letzten Jahrzehnten seines Lebens die Bewährung des dialogischen Prinzips durch die eigene Existenz entgegen.

Wertvoll sind ohne Zweifel für die Begegnung zwischen Judentum und Christentum auch manche Briefe, die Buber mit christlichen Theologen gewechselt hat, so vor allem die mit Leonhard Ragaz, die mit Rudolf Bultmann¹, Karl Heinrich Rengstorff und Karl Thieme. Die Briefe bringen auch einigen Aufschluss über die Entstehungsgeschichte der »Zwei Glaubensweisen«, die Buber

¹ Vgl. dazu o. S. 3 (Anm. d. Red. d. FR).

Salman Schocken 1948 unter dem Arbeitstitel »Der palästinensische Jesus« (im Gegensatz zum okzidentalisierten) ankündigt (170). 1939 taucht der Plan zu dem Werk bereits unter dem Titel »Judentum und Christentum« (27) auf. Möglicherweise kommt der Kritik Eugen Rosenstock-Huessys an den »Zwei Glaubensweisen«, die in dem vorliegenden Briefband allerdings nur durch einen sehr knappen, auf bereits Gedrucktes verweisenden Brief (298) auftaucht, eine ähnliche Bedeutung zu wie der Kritik Rosenzweigs an »Ich und Du«, die wir im 2. Band des Briefwechsels finden (II, 124 f.).

Fragt man sich, ob über die Position der »Zwei Glaubensweisen« hinaus im Gespräch zwischen Buber und christlichen Theologen noch Entscheidendes geschehen ist, so wird man dies wohl verneinen müssen. Wohl geschah freundliche Verdeutlichung von beiden Seiten her. Und Bubers alternativistische Gegenüberstellung von Emuna und Pistis öffnete christlichen Theologen ohne Zweifel für vieles die Augen. Dies aber kann wohl nur die Vorbedingung für das Gespräch zwischen den Glaubenden über die Grundsituation bedeuten, in der wir uns gemeinsam vor dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und dem »Vater unseres Herrn Jesus Christus« befinden. Zu dem vorbehaltlosen Gespräch über diese Grundsituation¹ aber müssen wir, über alles säuberliche Aufzeichnen der Standpunkte in ästhetischer Distanz hinweg, heute erneut finden.

Bernhard Casper, Augsburg

JOHN BUNZL: Klassenkampf in der Diaspora. Zur Geschichte der jüdischen Arbeiterbewegung. (Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung 5.) Wien 1975. Europa-Verlag. 180 Seiten.

Die Arbeit ist einem Problemkreis gewidmet, der gerade in der deutschsprachigen Literatur nur unzureichend repräsentiert ist. Die jüdische Arbeiterbewegung der Diaspora hat hier – wenn überhaupt – zumeist nur insofern Interesse gefunden, als sie ein Teil des Zionismus war und dessen Entwicklung mitbestimmt hat. Auf diese Weise konnte eine für die jüdische Geschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts so wichtige Organisation wie der »Bund« (die erste und lange Zeit bedeutendste jüdisch-sozialistische Partei) allenfalls als Gegner des Zionismus in den Blick kommen, im übrigen aber weitgehend unbeachtet bleiben.

Man kann John Bunzls Studie als den Versuch ansehen, solche Sicht der Dinge, in der von der jüdischen Arbeiterbewegung nur Teile oder Teilaspekte Berücksichtigung finden – die so gesehen also einseitig ist –, durch eine umfassendere Darstellung zu korrigieren. Der Umstand, dass dies von einem (in der Einleitung entfalteten) theoretischen Ansatz her geschieht, der umgekehrt wiederum ihm den Vorwurf der Einseitigkeit einbringen wird, sollte – wie ich meine – nicht überbewertet werden; um so weniger, als von vornherein Klarheit darüber besteht. Bereits im Vorwort wird von dem Herausgeber der Reihe Karl R. Stadler ganz unzweideutig ausgesprochen: »John Bunzls Studie geht von marxistischen Prämissen aus« (S. 14). Sicherlich trifft es zu, dass der Begriff der Volksklasse, den der Autor in Anknüpfung an Abraham Léon einleitend diskutiert, mehr als problematisch ist, es sei denn, man fasste ihn sehr weit (was ihn hinwiederum seines Inhalts entleerte). Auch lässt sich fragen, ob nicht Bunzls (eigene) Kritik an der Konzeption vom Kastencharakter des jüdischen Volkes (S. 117) auch gegen die Konzeption von dessen Klassencharakter zu wenden ist. Zudem ist die Einleitung vergleichsweise allgemein gehalten und eher locker – fast nach Art einer Blütenlese aus

grossenteils älteren »Klassikern« wie (neben Léon) Otto Bauer, Karl Kautsky, Max Weber, Georg Simmel und Otto Heller – komponiert.

Doch sollte all dies nicht zum Massstab der Beurteilung des durchaus informativen Hauptteils der Ausführungen gemacht werden, der mit einer Skizze des Prozesses der Umwandlung Osteuropas – mit dem Blick auf die damit speziell für die jüdische Bevölkerung sich stellenden Probleme – beginnt und im Anschluss daran zunächst die wechselvolle Geschichte (auch der zionistischen) jüdischen Arbeiterbewegung bis 1917, mit einem eigenen Kapitel über die Lage in Österreich, und abschliessend die Entwicklung (in Russland und Polen) nach 1917 behandelt.

Die Darstellung ist im wesentlichen aus der verfügbaren Sekundärliteratur erarbeitet, wenngleich gelegentlich gedruckte Quellen und in begrenztem Umfang auch Archivmaterialien ausgewertet werden (wobei es sich jedoch nur in Einzelfällen um wirklich »Neues« handeln dürfte). Es war wohl von allem Anfang an intendiert, zunächst und vor allem einen Überblick zu geben. Dem entspricht auch Karl R. Stadlers Bemerkung, die Publikation sei »nicht als Beitrag zu einem engen Fachgespräch, sondern zur Information einer breiteren Öffentlichkeit« zu verstehen (S. 14). Damit ist sowohl die mögliche Funktion wie auch die Grenze der wissenschaftlichen Bedeutung der Arbeit bezeichnet; wobei sich indes in diesem Falle – da ein Thema der vergleichsweise wenig bekannten jüdischen Geschichte zur Diskussion steht – die allgemeine Historie (und Soziologie) durchaus zur breiteren Öffentlichkeit rechnen darf.

Hermann Greive

WILLY ISRAEL COHN: Als Jude in Breslau 1941 (aus den Tagebüchern von Studienrat a. D. Dr. Willy Israel Cohn), hrsg. von Dr. Joseph Walk, Verband ehem. Breslauer und Schlesier in Israel und der Bar-Ilan University, Institute for the Research of Diaspora Jewry. Tel Aviv 1975. 90 Seiten.

Diese Tagebuchnotizen spiegeln eine noch immer nicht bewältigte Vergangenheit wider. 41 Jahre schrieb der in dem tragischen Sturm unserer Zeit umgekommene Studienrat a. D. Dr. Willy Cohn, Breslau, an seinem Tagebuch. Er lehrte deutsche Geschichte am Johannes-Gymnasium in Breslau. Zeitweise wurde ihm auch ein Lehrauftrag für allgemeine Geschichte am Rabbinerseminar Breslau übertragen. Seine wissenschaftliche Arbeit spiegelt sich in vielen Publikationen wieder, die meist der Geschichte des deutschen Mittelalters gewidmet sind.

In diesem Buch wird aus seinen Tagebuchnotizen der letzte Teil veröffentlicht. Die Daten sagen alles aus: Vom 1. Januar 1941 bis 17. November 1941. Die letzte Tagebuchnotiz bricht mitten im Satz ab. Was folgt, gehört zu der noch immer unfassbaren und unbewältigten Tragik dieses Jahrhunderts. Voran steht ein Vorwort der in Israel lebenden Tochter Ruth Atzmon-Cohn auch namens der Geschwister, die überlebten. Sie beschreibt die Atmosphäre ihres Elternhauses. Es wird berichtet, auf welchem Wege diese Notizen in die Hände des Sohnes in England gelangten. Das Vorwort widmet Dr. Joseph Walk der interessanten Frage nach der Berechtigung der Veröffentlichung privater Tagebuchnotizen. Ein anonym Bericht: »Jüdisches Leben in der Provinz Schlesien und in Breslau 1940/41« (aus der Wiener Library, London) sowie zwei Artikel von Dr. W. I. Cohn, die noch im Jahre 1941 im »Jüdischen Nachrichtenblatt«, Berlin, erschienen, beschliessen das Buch.

Man kann diese Tagebuchnotizen unter verschiedenen Aspekten lesen: als die aufwühlende Beschreibung des tragischen Endes einer Welt, der man sich weitgehendst